

Die slawische Miniatur

Exkursionsbericht aus der sorbisch-katholischen Oberlausitz

Chrystus je naša nadžija – Jesus ist unsere Hoffnung, leuchtet es uns in goldenen Lettern entgegen. Der Bildstock vor der barocken Dorfkirche in Nebelschütz ist nur einer von vielen, die das Land im Dreieck von Kamenz im Westen, Bautzen im Osten und Wittichenau im Norden markieren. Aber für uns ist er einer der ersten. Jetzt wissen wir¹ genau, daß wir bei den katholischen Sorben angekommen sind.

„Wir sind so ein kleines Volk. Wir müssen hier bleiben, denn wir haben nichts anderes mehr.“ Kaplan Pitr Kral, Seelsorger am Kloster Marienstern, schlägt eines der wichtigsten sorbischen Themen an: die schwindende Substanz der Volksgruppe, zu der sich gegenwärtig noch – wohlwollend gezählt – etwa 80.000 Menschen bekennen. Die Zahl der aktiven Sprecher des Sorbischen ist noch niedriger: Schätzungen belaufen sich auf lediglich 20.000–30.000 Menschen, die außerdem keine einheitliche Sprache verwenden, sondern sich auf zwei unterschiedliche Schriftsprachen verteilen: Das Obersorbische in der Oberlausitz mit etwa 20.000 Sprechern, das Niedersorbische in der Niederlausitz mit 5000. Eine Miniatur also, die durch räumliche und sprachliche Zergliederung besonders zerbrechlich ist.

Die Zahlen sind das Ergebnis eines Schwunds, der bereits mit der deutschen Ostkolonisation seit dem 10. Jahrhundert begann. Zu diesem Zeitpunkt reichte das Siedlungsgebiet der Sorben bis zur Saale im Westen, bis über die Neiße im Osten, bis an den Rand von Berlin im Norden und bis ans Erzgebirge im Süden. Die Sorben nahmen, im Gegensatz zu den Elb- und Ostseeslawen, das Christentum friedlich an – ein Umstand, der zu ihrem Überleben beitrug. Dabei wurden sie von Beginn an in das deutsche Kirchenwesen einbezogen, konnten also nicht wie die Tschechen oder Polen über eigene Bischofsitze eine eigene Staatlichkeit befördern.

Zwiespältig wirkte sich die Reformation aus, in deren Folge 85 Prozent aller Sorben evangelisch wurden: Einerseits verwendete man nun das Sorbische erstmals in Predigt und Gemeindegesang, und aus dem Bauernvolk gingen sorbisch schreibende Pastoren hervor. Andererseits bemühten sich die evangelischen Landesherren vor allem im brandenburgischen Teil der Lausitz beharrlich, das Deutsche in den Kirchen durchzusetzen. Hinzu kam die allmähliche Germanisierung der Pfarrhäuser. Denn die evangelischen Pastoren durften heiraten, und tatsächlich ehelichten sie nicht selten Frauen aus dem deutschen städtischen Milieu.

Im 19. Jahrhundert kam auch für die Sorben die Zeit der „nationalen Wiedergeburt“, in der Pfarrer und Lehrer zu Schriftstellern wurden und ihr slawisches Volk zu Bewußtsein erweckten – mit einigem Erfolg. Doch spätestens mit der Gründung des deutschen Kaiserreichs 1871 nahm auch der Germanisierungsdruck zu, vor allem durch

die rasante wirtschaftliche Entwicklung der Gründerzeit. Wer das sorbische Dorf verließ und in den rasch wachsenden Industriestädten Arbeit fand, ging in der Regel dem Sorbentum verloren. So gab es um die Jahrhundertwende noch 150–200.000 Sorben, mit fallender Tendenz.

Fatal wirkte sich schließlich die Politik der Nationalsozialisten aus, die ihre Slawenfeindlichkeit auch auf die Sorben übertrugen und 1937/38 alle sorbischen Organisationen verboten. Schon im deutschen Kaiserreich war es nicht gerade opportun gewesen, sich offen zum Sorbentum zu bekennen. Nun drohte den sorbischen Pfarrern und Lehrern, die sich nicht bereitwillig als „Deutsche“ deklarierten, Versetzung in deutsches Gebiet, Verlust des Arbeitsplatzes, KZ-Haft und nicht selten physische Vernichtung. Die Folge, eine tiefsitzende Angst, als „Wende“ ausgegrenzt und bedroht zu werden, ist bis heute spürbar – vor allem bei der älteren Generation.

In der DDR-Zeit dagegen wurde das kleine Volk als Minderheit anerkannt und großzügig gefördert. Doch die Zahl der Sorbischsprecher ging zwischen 1955/56 und 1987 von etwa 81.000 auf ungefähr 65.000 zurück, womit sie einen kritischen Grenzwert erreichte. Hier war es vor allem die Wirtschaftspolitik, die den Sorben zusetzte. Der Bezirk Cottbus, Zentrum der Niedersorben, wurde zum Kohle- und Energiezentrum des Arbeiter- und Bauernstaates ausgebaut; zwischen 1945 und 1989 fielen dabei 46 Dörfer und 27 Ortsteile der Kohle zum Opfer – mit verheerenden Folgen für die ländliche sorbische Kultur.

Das sieht auch Kaplan Kral so: „Es ist schon traurig“, sagt er, „wenn Menschen für die Touristen sorbische Trachten anlegen, aber kein Sorbisch mehr können.“ Kral dagegen kann es noch, denn Sorbisch ist seine Muttersprache. Er ist in jenem sorbischen „Kern“ der Oberlausitz aufgewachsen, der der Reformation widerstand. Die Besitzungen des Klosters Marienstern und des Bautzener Domstifts hielten zum Papst, und als Böhmen 1635 die ober- und niederlausitzischen Markgrafschaften an das protestantische Sachsen abtreten mußte, behielt der habsburgische Kaiser – als König von Böhmen – die Oberhoheit über die Lausitzer Katholiken. In Prag und Wien maß man der katholischen Enklave im protestantischen Gebiet einige Bedeutung bei und bemühte sich, gerade hier die Verbindung zwischen der Kirche und den Gläubigen zu stärken. So erlaubte das Erzbistum Prag 1726 die Gründung des Wendischen Seminars in der Moldaunmetropole, welches speziell mit der Ausbildung sorbischsprachiger Priester betraut wurde.

Während den protestantischen Sorben ein derartiges kulturelles Zentrum fehlte, entstand so bei den katholischen Obersorben eine Symbiose von Konfession und Nationalität – in doppelter Abgrenzung zum Deutschtum und zum Protestantismus.

Also kein Sorbentum ohne Katholizismus, kein Katholizismus ohne Sorbentum? Auf dem 20 Kilometer langen und 15 Kilometer breiten Atoll im deutsch-evangelisch-entkirchlichten Meer scheint diese Formel auch heute noch weitgehend zu gelten. In den acht Parochien Bautzen, Crostwitz, Nebelschütz, Ostro, Radibor, Ralbitz, Sdier, Storch und Wittichenau stehen nicht nur die katholischen Barockkirchen und Bildstöcke, sondern auch die sieben Grund- und sechs Mittelschulen, an denen Sorbisch Unterrichtssprache ist. Hier sind nicht nur die Straßennamen zweisprachig, was ja auch in weitgehend eingedeutschten Orten der Niederlausitz der Fall ist, sondern auch die Reklameschilder der Gewerbetreibenden. „Čerstwe barwy trjeba kraj“ verkündet der Malereibetrieb gegenüber dem Kloster – „Frische Farben braucht das Land.“

„Man hat zu DDR-Zeiten versucht, Sprache und Glaube zu trennen, alles Religiöse aus der Sorbischen Kultur herauszufiltern“, sagt Kaplan Kral. Dieser Versuch sei aber von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen, denn „Gott spielt schon in unserer Sprache eine Rolle“. So bedanken sich die Menschen oft mit *zapłać Bóh* (Gott vergelt), einer christlichen Formel, die in DDR-Wörterbüchern fehlt: Hier heißt es *džakuju so* (ich danke). Die recht großzügige Förderung des Sorbischen in der DDR sieht Kral daher kritisch: Die Kommunisten hätten nicht die sorbische Kultur als solche unterstützt, sondern eine ideologisch verzerrte Form, die vor allem den Einfluß der Partei stabilisieren sollte.

Krals Kollege, der Crostwitzer Pfarrer Hrjehor, macht die Verbindung von Sprache und Glaube am konkreten Beispiel klar. In der täglichen Seelsorge komme man ständig in Versuchung, ins Deutsche zu fallen. Vor allem dann, wenn es um Dinge des modernen Lebens gehe, für die es im allgegenwärtigen Deutschen bereits ein allgemein akzeptiertes Wort gibt, im Sorbischen aber noch nicht. In einer Predigt habe er einfach *poslužnik* für „Fernbedienung“ gesagt, auch wenn der Begriff noch in keinem Wörterbuch stand – und alle wußten sofort, was er meinte.

Warum er sich als Pfarrer so intensiv um das Sorbische kümmert? Für Hrjehor ergibt sich die „philologische“ Arbeit nicht nur aus der Tradition, sondern auch aus der täglichen Erfahrung. „Die Sprache ist nun einmal das wichtigste Mittel der Seelsorge. Wir katholischen Priester in dieser Gegend sind alle überzeugt davon, daß mit dem Verlust der Sprache auch der Glaube verlorengehen wird.“

Daß es noch nicht so weit ist, wird uns bei der samstäglichem Abendmesse eindrucksvoll klar. Die Kirche von Crostwitz ist voll, die Menschen beherrschen die sorbischen Kirchenlieder, das Dorf geht fast geschlossen zur Kommunion. Dabei ist dieser Gottesdienst keine Ausnahme. Zwei Drittel der Katholiken in seinem Einzugsbereich, so Hrjehor, kommen regelmäßig in die Kirche. Das bedeute allerdings nicht, daß die Moderne an seinen „Schäfchen“ vorübergegangen sei: „Unsere sorbischen Familien sind mehr Kinder der Zeit, als es oft den Anschein hat. Es gab den ‘Pillknick’, den ‘Abtreibungsknick’, den ‘Wende-

knick’. Wenn das nicht so wäre, stünden wir mit unseren Zahlen viel besser da.“

Um Zahlen sorgt sich auch Herr Rjeda, Leiter der Čišinski-Schule² in Panschwitz-Kuckau. Damit er an seiner Schule Sorbisch als Unterrichtssprache aufrechterhalten kann, braucht er nach dem Willen der sächsischen Landesregierung mindestens 12 Schüler pro Jahrgang. Doch die sind schwer zu finden, nicht nur wegen der geburtenschwachen Jahrgänge. Denn die sorbischen Schulen, mit Ausnahme derer in Ralbitz und Crostwitz, haben sogenannte A- und B-Klassen, auf die sich die Schüler verteilen. Während in den A-Klassen das Sorbische die Unterrichtssprache ist, gibt es in den B-Klassen lediglich zwei bis vier Stunden sorbischen Sprachunterricht. Dieses System, von der DDR in den 60er Jahren eingeführt, basiert auf freier Elternentscheidung. Praktisch, so Rjeda, gibt es einen eindeutigen Trend zu B-Klasse – und damit weg vom Sorbischen. Denn der zwei- bis vierstündige Unterricht reicht keinesfalls aus, um die Sprache sicher zu beherrschen. Dagegen wählt nur noch ein Drittel Sorbisch als Unterrichtssprache. Bei Jahrgangsstärken von 15 bis 20 Kindern ist es schwierig, ausreichend große A-Klassen zusammenzustellen. Dabei hat das sächsische Kultusministerium bereits durchblicken lassen, daß es zur Erhaltung des sorbischen Schulwesens nicht jeden beliebigen Preis zahlen wird.

Oft ist es die Bequemlichkeit der Eltern, die in der Zweisprachigkeit mehr eine Last als eine Bereicherung sehen: „Sie entscheiden sich für die B-Klassen, weil das angeblich leichter ist“, sagt Rjeda. „Leichter“, so scheint es, ist immer das, was allgemein akzeptiert wird. Wo es seit Jahrhunderten als normal gilt, daß sich das Deutsche ausbreitet, das Sorbische dagegen zurückweicht, ist die Einigung auf Deutsch als Verkehrssprache tatsächlich das „Leichteste“. Stößt jemand, der nur Deutsch kann, zu einer Gruppe Sorben, so wird eine auf sorbisch begonnene Unterhaltung auf Deutsch weitergeführt. So ist es nicht nur in den Wirtshäusern der sorbisch-katholischen Dörfer, sondern auch im Gemeinderat von Panschwitz-Kuckau. Drei seiner sechzehn Mitglieder, erzählt Rjeda, könnten nur Deutsch. Daher werden die Sitzungen lediglich auf Sorbisch eröffnet und abgeschlossen, wogegen die eigentliche Tagesordnung auf Deutsch abgehandelt wird. „Mehr kann man nicht machen. Die Toleranz muß man haben.“

Angesichts dieser defensiven Haltung ist es kein Wunder, wenn Rjeda die Einstellung der deutschsprachigen Bewohner zum Sorbischen als „absolut loyal“ bezeichnet. „Das ist ja gerade der Vorteil, daß es hier nie politische oder soziale Konflikte gegeben hat.“ Aber die Kompromißbereitschaft hat auch eine Kehrseite: Je mehr sich die Kontakte mit der deutschsprachigen Umgebung ausweiten, desto mehr weicht auch das Sorbische zurück. Die mobile Industriegesellschaft kann unter diesen Bedingungen zur Totengraberin der Sprache werden. So wie im Falle der Kollektivierung Anfang der 60er Jahre, als Betriebe von mehreren tausend Hektar entstanden. An die Spitze der LPGs, die die traditionellen sorbischen Bau-

ernhöfe ablösten, setzte man SED-Führungskader, in der Regel Deutsche. Und natürlich kamen auch deutsche Traktoren, Mechaniker. Wieder funktionierte die „Lausitzer Toleranz“: Die Sprache zwischen den Alteingesessenen und den Neuankömmlingen war Deutsch – und das in der Landwirtschaft, einer alten Domäne des Sorbischen.

Was in diesen Jahren zerstört wurde, kommt auch heute nicht wieder. Denn die Kinder der sorbischen Bauern wollen sich oft nicht mehr im Beruf ihrer Eltern abmühen. Besonders dann nicht, wenn der Familienbetrieb nur noch in der Erinnerung der Alten besteht und tatsächlich erst mühsam wieder aufgebaut werden muß.

Dennoch – ein sorbischer Kern blieb in den Dörfern um das Kloster Marienstern erhalten. Auch für Rjeda ist dabei die Bedeutung der katholischen Kirche unzweifelhaft: „Je mehr Leute aus der Kirche austreten, desto weniger werden Sorbisch sprechen“, formuliert er umgekehrt wie Pfarrer Hrjehor, und doch im selben Sinne. Dabei habe die Rücksicht auf die katholisch-sorbische Tradition das DDR-System in manchen Punkten abgemildert: So hatten die Sorben an Rjedas Schule zu Fronleichnam und Ostermontag schulfrei, obwohl die DDR auf kirchliche Feiertage ansonsten keine Rücksicht nahm. Auch zur Jugendweihe ging nur ein kleiner Teil der Schüler: „Der ideologische Druck war bei uns lange nicht so groß wie an deutschen Schulen.“

Über die „Domowina“, die 1912 gegründete zentrale Institution des Sorbentums mit Sitz in Bautzen, kann man das nicht sagen. Sie wurde in der DDR großzügig subventioniert, aber auch ideologisch infiltriert. So konnte der Domowina-Verlag eine beeindruckende Fülle von sorbischen Titeln herausgeben – um den Preis politischer Loyalität. Es entstand dabei eine Funktionärsschicht, die einen Alleinvertretungsanspruch auf das sorbische kulturelle Leben entwickelte. Der junge Historiker Timo Meškank, der uns durch das barocke Bautzen führt, spürt in der Domowina bis heute diesen Schatten der Vergangenheit: „Trotz aller Umstrukturierung – der Geist ist immer noch der alte.“ Timo kritisiert dabei weniger eine konkrete politische Haltung als das „Denken, daß man das Sorbentum in konservierenden Strukturen erhalten könne.“ Nach den Vorstellungen der Kulturfunktionäre müßten alle sorbischen Aktivitäten explizit als solche definiert werden und im Rahmen der offiziellen sorbischen Institutionen stattfinden. Timo, der neben seiner Dissertation auch Gedichte schreibt und veröffentlicht, empfindet das als Beschneidung der kulturellen Vielfalt. Er habe Schwierigkeiten, in sorbischen Zeitschriften seine Texte zu veröffentlichen, weil sich sein Schaffen weniger auf das traditionelle Sorbentum als auf die Kunst allgemein bezieht: „Die wollen aber Texte haben, wo wenigstens einmal ‚serbski‘ vorkommt.“

Auch Benedikt Dyrlich, Chefredakteur der einzigen sorbischen Tageszeitung „Serbske Nowiny“, möchte die ererbte Einseitigkeit der sorbischen Öffentlichkeit überwinden. So debattiert seine Redaktion immer wieder dar-

über, ob man nur über Kulturelles schreiben soll oder aber „über das ganze Leben.“ Denn das Streben nach kultureller Selbsterhaltung, nach Bewahrung von Sprache und Tradition zieht sich zwar wie ein roter Faden durch die sorbische Publizistik seit der Zeit der „nationalen Wiedergeburt“. Die Konzentration der Kräfte auf das Eigene, die Abgrenzung war dabei ohne Zweifel notwendig, um die sorbische gegenüber der übermächtigen deutschen Kultur zu etablieren. Doch heute, so Dyrlich, wollten die jungen Leute in den sorbischen Medien das ganze Leben repräsentiert sehen, „und nicht nur pathetische Reden über ein kulturelles Ereignis. (...) Wenn ich könnte, würde ich viel stärker auf die moderne Welt eingehen. Wir haben keine Jugendzeitschriften, keine Action-Bücher, kein sorbischer König wird umgebracht. (...) Wir trennen Sorbisch und Deutsch. Modern ist Deutsch, bodenständig ist Sorbisch. Damit grenzen wir uns aus, und das halte ich für einen Fehler. Man muß auch auf Sorbisch ein Motorrad auseinander- und wieder zusammenbauen können. Wer das schafft, sollte Favorit für den Čišinski-Preis sein. Das kann nämlich niemand. Aber wenn Sie das nicht können, kaufen die jungen Leute Ihre Zeitung nicht.“

Doch Dyrlichs Versuch, die „Serbske Nowiny“ auf die Leserschaft von morgen einzustellen, gerät zum Balanceakt. Denn er muß nicht nur die unterschiedlichen Wünsche der jüngeren und der älteren Lesergeneration beachten, sondern auch den finanziellen Rahmen. Eine kleine Tageszeitung braucht mindestens 50.000 Abonnenten, um wirtschaftlich arbeiten zu können. Die „Serbske Nowiny“ hat gerade einmal 1100 und ist damit auf staatliche Förderung durch die „Stiftung für das sorbische Volk“ angewiesen. Zur Zeit werden sämtliche Periodika des Domowina-Verlags mit jährlich 3,4 Millionen Mark subventioniert – eine Summe, die übrigens deutlich unter dem liegt, was das Bundesaußenministerium allein für die deutsche Zeitung in Nordschleswig ausgibt.

Aber selbst wenn die Mittel großzügiger bemessen wären, wäre der verdeckt ausgetragene Streit um ihre Verteilung noch lange nicht beendet. Auch hier spielen unterschiedliche Zielvorstellungen eine Rolle: Was soll sorbische Kultur in Zukunft ausmachen? Dyrlich erwähnt den Domowina-Verlag, der jährlich 40 Bücher herausgibt, zum Großteil schöngeistige Literatur. „Aber wollen die Jugendlichen diese Bücher überhaupt noch lesen? Sind für sie nicht inzwischen die Tagesmedien wichtiger?“, fragt er und vermutet im selben Atemzug, daß bei Kürzungen im Buchbereich „die Kollegen von der Kunst auf die Palme gehen“ würden. Denn viele von ihnen sähen sich noch immer als „Propheten des Volkes“ – eine Rolle, die die Schriftsteller größerer Nationen schon früher aufgeben mußten.

Auch der Gegensatz von Massen- und Elitekultur macht die Verteilung der sorbischen Kulturförderung von zuletzt 32 Millionen DM jährlich zu einem konfliktträchtigen Vorgang. So habe der Künstlerbund ein hervorragend besetztes Kammermusik-Konzert in Cottbus

mit 6000 DM gefördert – zum großen Vergnügen der sieben Zuschauer, die allesamt selber Komponisten waren.

Doch das größte Problem der Region und damit auch der Sorben sind nicht die Kultursubventionen, sondern die wirtschaftliche Lage. Die Lausitz hat mit über 20 Prozent die höchste Arbeitslosigkeit in Sachsen, und es herrscht Ausbildungsnotstand: Von 9000 notwendigen Ausbildungsplätzen fehlten Anfang April dieses Jahres noch 7000. Junge Leute, Sorben wie Deutsche, verlassen daher häufig ihre Heimat, finden Arbeit im Westen und kehren unter Umständen nie wieder zurück.

Aus sorbischer Sicht ergibt sich hier sogar eine Kontinuität zur DDR-Zeit, als mit den Handwerksbetrieben und Bauernhöfen die wirtschaftliche Basis des kleinen Volkes beseitigt wurde: „Wir haben als Sorben keine eigene Wirtschaft, die uns kulturell unterstützen könnte,“ sagt Dyrlich. In der Weimarer Republik gab es dagegen enge Beziehungen zwischen dem sorbischen Unternehmerverband, den sorbischen Vereinen und der katholischen Kirche – bis im Nationalsozialismus der Einbruch begann. Inzwischen entsteht zwar wieder ein sorbisches Unternehmertum; es ist aber, wie der Mittelstand in den neuen Bundesländern allgemein, noch schwach entwickelt.

Doch die offenen Grenzen schaffen nicht nur Gefahren, sondern auch neue Möglichkeiten. Für nationale Minderheiten wie die Sorben besteht die Chance vor allem im Austausch mit anderen europäischen Volksgruppen, die ähnliche Probleme, aber mitunter auch originelle Lösungsansätze haben. Die „Serbske Nowiny“, erzählt Dyrlich, steht in Kontakt mit anderen Minderheitenzeitungen, so daß ein ständiger Informationstransfer gewährleistet ist. Für die Zukunft ist eine gemeinsame Agentur der Volksgruppenredaktionen geplant, die die „großen“ Medien mit Informationen über die nationalen Minderheiten versorgen soll.

Hauptthema dieses Austauschs ist der Bereich, in dem staatliche Sprachenpolitik am stärksten wirkt – das Bildungswesen. Wie können es Minderheiten schaffen, die eigene Sprache fest im regionalen Schulwesen zu verankern? Das Beispiel der sorbischen A- und B-Schulen ist sicher nicht nachahmenswert, denn es hat dem Sog der deutschsprachigen Mehrheit und der allgemeinen Bequemlichkeit Tür und Tor geöffnet. Ein hoffnungsvoller Ansatz ist dagegen das sogenannte „Bretonische Modell“. Sein Grundprinzip besteht darin, daß in der Region, wo die Minderheit lebt, im Kindergarten nur deren Sprache zugelassen ist – egal, ob das Kind der Volksgruppe angehört oder nicht. Erst danach, ab der Grundschule, kann die Unterrichtssprache frei gewählt werden, jetzt aber mit wesentlich verbesserten Ausgangsbedingungen für die Minderheitensprache, deren Beherrschung auch für das „Staatsvolk“ allmählich zur Selbstverständlichkeit werden soll. Mittlerweile wird das „Bretonische Modell“ auch bei den Sorben getestet. In der Schleifer und Cottbusser Region hat der Sorbische Schulverband die Trägerschaft über „Modellkindergärten“ übernommen, in denen alles, vom Bauklötzchenspielen bis zum Zähneputzen, auf Sorbisch ablaufen soll – für sorbische wie für deutsche Kinder.

Doch ob importierte Modelle alleine einem Volk Selbstbewußtsein geben und den Rückzug seiner Sprache aufhalten können? Schließlich hat das „bretonische Modell“ ein emanzipatorisches Ziel, das nur dann erreicht werden kann, wenn es auch mit emanzipatorischem Elan durchgeführt wird. Es ist gemacht für Minderheiten, die ihre Besonderheiten erhalten wollen und sich deshalb wichtig nehmen. So wichtig, daß sie notfalls bereit sind, der Mehrheit auf die Füße zu treten. Die historische Überlebensstrategie der Sorben war dagegen anders: Nachgeben und Zusammenhalten. Und auch Dyrlich kommen Zweifel, wenn es um das politische Eintreten der Sorben für ihre eigenen Belange geht: „Die Sorben waren immer das Fußvolk. Ein solches Volk bekommt irgendwann einen Knacks und glaubt, daß es immer unterwürfig bleiben muß.“

Běchmy, smy, budžemy – wir waren, wir sind, wir werden sein. Das große Holzkreuz auf der Landstraße von Rosenthal nach Räckelwitz verabschiedet uns, wieder mit filigranen, vergoldeten Buchstaben. Wir wollen der Aufschrift glauben – aber haben wir auch Grund dazu? Die sprachliche Situation, das ist deutlich geworden, sieht eher düster aus. Aber das ist nicht alles. Denn „Sorbe“ ist letztlich, wer sich als Sorbe fühlt – selbst wenn er die Sprache nicht mehr kann. So ist die international anerkannte Definition von Volkszugehörigkeit, und so ist auch die Realität. In der Niederlausitz leben ungefähr 20.000 Menschen, die sich zum Sorbentum bekennen. Daß die meisten von ihnen kein Sorbisch mehr beherrschen, macht sie noch nicht automatisch zu Deutschen.

Ob auch die Obersorben zu einer solchen „Bewußtseinsnationalität“ werden, kann heute niemand voraussagen. Die institutionelle Förderung der Sprache und Kultur wird weitergehen, wenn auch abzusehen ist, daß die Mittel in Zukunft eher knapper werden. So wichtig diese Förderung ist, den Ausschlag für das Überleben des Sorbischen gibt sie nicht. Der Schulleiter Rjeda hat es auf den Punkt gebracht: „Wenn die Sorben sagen, wir wollen weiter Sorbisch sprechen, dann werden sie das tun. Es hindert sie keiner.“

Klaus Buchenau ist Mitglied des Graduiertenkollegs „Gesellschaftsvergleich in historischer, soziologischer und ethnologischer Perspektive“ und promoviert in Süd-osteuropäischer Geschichte.

¹ Wir? Wir sind eine achtköpfige Gruppe, die mit Dr. Siegfried Tornow, Privatdozent am Slavischen Seminar der FU, für vier Tage in die Lausitz gefahren ist. Die Exkursion war Teil des sprachwissenschaftlichen Hauptseminars „Feldforschung. Erstellung und Verschriftung von Dialektaufnahmen am Beispiel der obersorbischen Mundart von Kamenz“. Für die meisten war es die erste Begegnung mit dem kleinsten der slawischen Völker. Das verwundert nicht, denn das Sorbische wurde bislang in der Berliner Slawistik vernachlässigt – mit dem Ergebnis, daß mancher von uns sich besser in Bulgarien oder Sibirien auskannte als in der Lausitz. Das hat sich mit der Exkursion vom 21. bis 24. Mai 1998 geändert.

² J. Bart-Čišinski, Sorbischer Schriftsteller (1856–1909).